



---

**Aus Freude am Lesen**

Sebastian ist Physikprofessor an der Universität Jena und beschäftigt sich seit Jahren mit Paralleluniversen. Akribisch versucht er, deren Existenz wissenschaftlich zu beweisen. Sein Studienfreund Oskar, Professor für theoretische Physik am CERN in Genf, belächelt Sebastians festen Glauben an Paralleluniversen und die Viele-Welten-Theorie. Um sich der Beweisführung in Ruhe widmen zu können, bringt Sebastian seinen Sohn Nick ins Ferienlager, während seine Frau Maike in den Urlaub in die Berge fährt. An einer Raststätte verschwindet Nick spurlos aus dem Auto und für Sebastian beginnt ein Alptraum. Zunehmend entgleitet ihm die Kontrolle. Was passiert wirklich? Wird ihm seine eigene Theorie zum Verhängnis? Und wer ist dieser mysteriöse Schilf, der unvermittelt in Sebastians Leben tritt?

JULI ZEH, geboren 1974 in Bonn, lebt in Berlin. Ihr Roman *Adler und Engel* (2001) wurde zu einem Welterfolg und ist mittlerweile in 31 Sprachen übersetzt. Juli Zeh wurde für ihr Werk vielfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Deutschen Bücherpreis (2002), dem Rauriser Literaturpreis (2002), dem Hölderlin-Förderpreis (2003) und dem Carl-Amery-Preis (2009). Weitere Informationen unter: [www.juli-zeh.de](http://www.juli-zeh.de).

JULI ZEH BEI BTB

Adler und Engel. Roman (72926)

Die Stille ist ein Geräusch (73104)

Spieltrieb. Roman (73369)

Kleines Konversationslexikon für Haushunde (73517)

Alles auf dem Rasen. Kein Roman (73623)

Corpus Delicti. Ein Prozess (74066)

Juli Zeh

# Schilf

Roman

**btb**

*Wenige Menschen beherrschen die Kunst,  
sich vor den richtigen Dingen zu fürchten.*



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage  
Sonderausgabe März 2012,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.  
Copyright © 2007 by Schöfling & Co. Verlagsbuchhandlung  
GmbH, Frankfurt am Main  
Umschlaggestaltung: semper smile, München  
Umschlagmotiv: © X Verleih AG, Artwork: Angela Franchini  
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
MM · Herstellung: BB  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-74463-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Besuchen Sie unseren Literatur-Blog [www.transatlantik.de!](http://www.transatlantik.de!)

## *Inhalt*

Prolog

7

Erstes Kapitel in sieben Teilen.  
Sebastian schneidet Kurven. Maike kocht.  
Oskar kommt zu Besuch. Die Physik gehört den Liebenden.

9

Zweites Kapitel in sieben Teilen,  
in dem die erste Hälfte des Verbrechens geschieht.  
Der Mensch ist überall von Tieren umgeben.

57

Drittes Kapitel in sieben Teilen.  
Höchste Zeit für den Mord.  
Erst läuft alles nach Plan und dann doch nicht.  
Es ist nicht ungefährlich,  
einen Menschen beim Warten zu zeigen.

85

Viertes Kapitel in sieben Teilen.  
Rita Skura hat eine Katze.  
Der Mensch ist ein Loch im Nichts.  
Mit Verspätung kommt der Kommissar ins Spiel.

127

Fünftes Kapitel, in dem der Kommissar den Fall löst,  
ohne dass die Geschichte deshalb zu Ende wäre.

185

Sechstes Kapitel in sieben Teilen.  
Der Kommissar hockt im Farn.  
Ein Zeuge, auf den es nicht ankommt,  
hat seinen zweiten Auftritt. Manch einer fährt nach Genf.

243

Siebtes Kapitel, in dem der Täter gestellt wird.  
Am Ende entscheidet der innere Richter.  
Ein Vogel steigt auf.

323

Epilog

383

## *Prolog*

Wir haben nicht alles gehört, dafür das meiste gesehen, denn immer war einer von uns dabei.

Ein Kommissar, der tödliches Kopfweg hat, eine physikalische Theorie liebt und nicht an den Zufall glaubt, löst seinen letzten Fall. Ein Kind wird entführt und weiß nichts davon. Ein Arzt tut, was er nicht soll. Ein Mann stirbt, zwei Physiker streiten, ein Polizeiobermeister ist verliebt. Am Ende scheint alles anders, als der Kommissar gedacht hat – und doch genau so. Die Ideen des Menschen sind die Partitur, sein Leben ist eine schräge Musik.

So ist es, denken wir, in etwa gewesen.





*Erstes Kapitel in sieben Teilen. Sebastian schneidet  
Kurven. Maïke kocht. Oskar kommt zu Besuch.  
Die Physik gehört den Liebenden.*

I

**I**m Anflug aus Südwesten, aus einer Höhe von fünfhundert Metern betrachtet, gleicht Freiburg einem ausgefransten, hellen Fleck in den Falten des Schwarzwalds. Es liegt da, als wäre es eines Tages vom Himmel gefallen und den angrenzenden Bergen bis vor die Füße gespritzt. Belchen, Schauinsland und Feldberg sitzen im Kreis und überschauen eine Stadt, die nach Zeitrechnung der Berge vor etwa sechs Minuten entstanden ist und trotzdem so tut, als hätte sie schon immer da unten am Fluss mit dem komischen Namen gelegen. »Dreisam«. Wie Einsamkeit zu dritt.

Ein gleichgültiges Achselzucken des Schauinslands würde Hunderte von Radsportlern, Seilbahnfahrern und Schmetterlingssuchern das Leben kosten; ein gelangweiltes Sich-Abwenden des Feldbergs wäre das Ende des ganzen Landkreises. Weil die Berge mit düsteren Mienen auf das Treiben in Freiburgs Straßen blicken, bemüht man sich dort um Unterhaltungswert. Täglich senden Wald und Berge eine große Menge Vögel in die Stadt, mit dem Auftrag, über die neuesten Ereignisse zu berichten.

Wo die Gassen schmal werden und die Schatten dichter zusammenrücken, sind Ockergelb und Schmutzigrosa die Farben des fortlebenden Mittelalters. Unzählige Gauben sitzen auf den steilen Dächern und böten ideale Landeplätze, wenn die Hausbesitzer sie nicht mit aufwärts zeigenden Nägeln be-

stückt hätten. Eine vorbeiziehende Wolke fegt die Helligkeit von den Fassaden. Auf dem Leopoldring kauft ein Zopf mädchen Eis. Sein Scheitel ist gerade wie eine Durchgangsstraße.

Nur wenige Flügelschläge entfernt liegt die Sophie-de-la-Roche-Straße, die so grün ist, dass sie sich eine eigene Klimazone leisten kann. Immer geht ein leichter Wind, den die Kronen der Kastanien zum Rascheln brauchen. Die Bäume haben den Stadtarchitekten, der sie pflanzte, um ein Jahrhundert überlebt und sind größer geworden, als er es geplant hatte. Während sie oben langfingerig die Balkone betasten, wölben ihre Wurzeln unten das Pflaster und graben sich durch die Begrenzungsmauern des Gewerbebachs, der direkt an den Fundamenten fließt. Bonnie und Clyde, die eine mit braunem, der andere mit grünem Kopf, paddeln schnatternd gegen die Strömung, wenden an der immergleichen Stelle und lassen sich flussabwärts treiben. Auf ihrem Fließband überholen sie jeden Passanten, äugen zum Gehweg hinauf und betteln um Brot.

Die Sophie-de-la-Roche-Straße strahlt ein solches Wohlbehagen aus, dass ein unbeteiligter Beobachter auf die Idee kommen könnte, das Einverstandensein mit der Welt sei hier Bedingung für die Anmeldung eines Hauptwohnsitzes. Weil der Gewerbebach die Mauern feucht macht, stehen die Türen der Gebäude sperrangelweit offen, dass es aussieht, als ragten die Fußgängerstege wie Zungen aus aufgesperrten Mäulern. Ohne Zweifel ist Nummer sieben das schönste Haus in der Reihe, weiß gestrichen und mit bescheidenem Stuck. Kaskadengleich fließen die Blüten eines Blauregens an der Fassade herunter. Eine altmodische Laterne döst ihrem nächtlichen Einsatz entgegen; in ihrer Efeustola lärmen die Spatzen. In einer guten Stunde wird ein Taxi um die Ecke biegen und ne-

ben ihr halten. Der Fahrgast auf der Rückbank wird seine Sonnenbrille anheben, um Kleingeld in die Hand des Fahrers zu zählen. Er wird aussteigen, den Kopf in den Nacken legen und zu den Fenstern im zweiten Stock emporschauen. Schon jetzt trippeln dort oben zwei Tauben über einen Sims, verbeugen sich voreinander und spähen beim gelegentlichen Auffliegen in die Wohnung hinein. An jedem ersten Freitagabend im Monat können Sebastian, Maike und Liam sicher sein, von den fliegenden Beobachtern nicht aus den Augen gelassen zu werden.

Hinter einem der Fenster sitzt Sebastian am Boden seines Arbeitszimmers, mit geneigtem Kopf und angewinkelten Beinen. Er ist umgeben von Papierschnipseln und Scheren, als wäre er beim Basteln von Weihnachtssternen. Neben ihm kauert Liam, ebenso blond und hellhäutig wie sein Vater und auch der Haltung nach ein Miniatur-Sebastian. Er betrachtet einen Bogen roter Pappe, auf den der Laserdrucker eine gezackte Kurve gezeichnet hat, einem Alpenpanorama ähnlich. Als Sebastian die Schere ansetzt, hebt Liam einen warnenden Finger.

»Vorsicht! Du zitterst!«

»Weil ich mich bemühe, nicht zu zittern, du Schlaumeier«, sagt Sebastian und bereut seinen Tonfall, als Liam große Augen macht.

Sebastian ist nervös wie an jedem ersten Freitagabend im Monat, und genau wie immer schiebt er es darauf, einen schlechten Tag gehabt zu haben. An ersten Freitagen im Monat kann ihm jede Kleinigkeit die Laune verderben. Heute war es eine Begegnung am Ufer der Dreisam, wo er sich in der Mittagspause von seinen Vorlesungen erholt. Dort traf er

auf eine Menschengruppe, die, etwas entfernt vom Weg und zunächst ohne erkennbaren Grund, einen flachen Sandhaufen umstand. Aus dem Sand ragte ein jämmerlicher Setzling, der nur von einer Stützvorrichtung aus Holzstangen und Gummibändern aufrecht gehalten wurde. Drei Gärtner lehnten sich auf ihre Schaufeln. Ein schlaksiger Mensch im dunklen Anzug, dem ein kleines Mädchen am Bein haftete, betrat den Sandhügel und sprach festliche Worte. Baum des Jahres. Schwarzer Apfel. Liebe zur Heimat, zur Natur, zur Schöpfung. Ältliche Damen schwiegen im Halbkreis. Dann der Spatenstich, ein affektiertes Schippchen Sand, dazu Wasser, vom kleinen Mädchen aus einer Blechkanne gegossen. Man applaudierte. Gegen seinen Willen musste Sebastian an Oskar denken und daran, was er zu einer solchen Szene bemerkt hätte: Sieh nur, eine Herde Sohlengänger bei der Anbetung ihrer eigenen Hilflosigkeit! – Und Sebastian hätte gelacht und verschwiegen, dass er sich dem Baum des Jahres tatsächlich erschreckend ähnlich fühlte. Ein Setzling in einer übergroßen Stützvorrichtung.

»Weißt du, was ein Baum des Jahres ist?«, fragt er seinen Sohn, der den Kopf schüttelt und die Schere anstarrt, die sich in der Hand des Vaters nicht weiterbewegen will. »Der Baum des Jahres ist ein Unsinn«, fügt er hinzu. »Der größte denkbare Mist.«

»Heute kommt Oskar, oder?«

»Klar.« Sebastian beginnt mit dem Schneiden. »Warum?«

»Wenn Oskar kommt, redest du immer komisches Zeug. Und«, Liam deutet auf die Bastelpappe, »du bringst Arbeit mit nach Hause.«

»Ich dachte, es gefällt dir, Kurven zu wiegen?«, fragt Sebastian empört.

Mit seinen zehn Jahren ist Liam bereits klug genug, um darauf nicht zu antworten. Natürlich liebt er es, seinem Vater bei einem physikalischen Experiment zu helfen. Er weiß, dass die gezackte Linie das Ergebnis einer radiometrischen Messung beschreibt, auch wenn er nicht erklären könnte, was »radiometrisch« bedeutet. Das Integral unter der Kurve lässt sich berechnen, indem man die Fläche ausschneidet und ihren Inhalt durch Wiegen der Pappe bestimmt. Aber Liam weiß auch, dass im Institut Computer stehen, die diesen Vorgang ohne Bastelarbeit bewältigen können. Die Sache hätte sicher Zeit bis Montag gehabt. Es dient also vor allem Liams Vergnügen und damit Sebastians Seelenruhe, sich an diesem späten Freitagnachmittag damit abzugeben. Obwohl das Schneidebrett und die scharfen Messer, die sie eigentlich für die winzigen Zacken und Scharten bräuchten, bei Maike in der Küche sind.

Wenn Maike für Oskar kocht, gehört das Arbeitsgerät ihr allein. Jedes Mal, wenn sie schon morgens erzählt, welches neue Gericht sie diesmal probieren wird, fragt sich Sebastian, warum ihr diese Treffen so wichtig sind. Liams kultische Verehrung für den Großphysiker aus Genf müsste aus ihrer Sicht eher gegen die Besuche sprechen. Außerdem begegnet Oskar ihr selten anders als mit scharfer Ironie. Trotz alledem war es Maike, die vor zehn Jahren die Tradition der gemeinsamen Essen erfunden hat, und sie ist es, die bis heute darauf besteht. Sebastian vermutet, dass sie, bewusst oder unbewusst, versucht, etwas in geordnete Bahnen zu lenken. Etwas, das sich vor ihren Augen abspielen soll, anstatt sich unkontrolliert in verborgenen Bezirken zu entwickeln. Darüber, was dieses Etwas sein könnte, haben sie nie gesprochen. Im Stillen bewundert Sebastian seine Frau für ihre ru-

hige Hartnäckigkeit. Er kommt doch am Freitag?, pflegt sie zu fragen, und Sebastian pflegt darauf zu nicken. Mehr nicht.

Im Mittelteil wird die Kurve einfacher, am Ende wieder kompliziert. Liam stützt die Pappe mit beiden Händen und jubelt, als die Schere die letzte Klippe überwunden hat und der gezackte Rest zu Boden fällt. Behutsam fasst er das Meisterwerk an den Rändern und läuft voraus, um nachzusehen, ob die Küchenwaage frei ist.

In einem weißen Kleid, das aussieht, als wollte Maike heute Abend ein zweites Mal geheiratet werden, steht sie vor der Anrichte und schneidet widerspenstigen Salat. Ihre Füße sind nackt. Gedankenlos kratzt sie mit dem rechten Zeh einen Mückenstich an der linken Wade. Das Fenster steht offen. Von draußen weht Sommerluft herein, erfüllt vom Geruch nach heißem Asphalt, nach fließendem Wasser und einem Wind, der hoch am Himmel mit Schwalben jongliert. Im satten Licht gehört Maike mehr denn je zu der Sorte Frau, die ein Mann aufs Pferd ziehen will, um mit ihr in den Sonnenuntergang zu reiten. Sie ist apart auf eine Weise, die einen zweiten Blick verträgt. Ihre Haut ist noch heller als Sebastians und ihr Mund ganz leicht schief, so dass sie beim Lachen ein wenig nachdenklich aussieht. Der Erfolg der kleinen *Galerie für Moderne Kunst*, die sie in der Innenstadt betreibt, verdankt sich nicht zuletzt ihrer Erscheinung; den Künstlern ist sie Managerin und manchmal Modell. Maikes Sinn für Ästhetik neigt zum Religiösen. Sie leidet in lieblos eingerichteten Räumen und kann kein Glas auf den Tisch stellen, ohne es zuvor prüfend im Lichteinfall zu wenden.

Als Sebastian von hinten an sie herantritt, streckt sie die feuchten Hände von sich. Ihre Achselhöhlen sind rasiert.

Sanft steigen seine Finger die Treppe aus Wirbeln hinauf, vom Steiß bis zum Nacken.

»Ist dir kalt?«, fragt sie. »Du zitterst ja.«

»Gibt es noch etwas außer meinem vegetativen Nervensystem«, ruft Sebastian absichtlich laut, »für das ihr euch interessiert?«

»Ja«, sagt Maïke. »Rotwein.«

Sebastian küsst sie auf den Hinterkopf. Beide wissen, dass Oskar den Artikel im SPIEGEL gelesen haben muss. Maïke besitzt nicht genug Ehrgeiz, um den wissenschaftlichen Dauerstreit der beiden Männer inhaltlich verstehen zu wollen. Aber sie kennt die Abläufe. Oskars Stimme ist bedrohlich leise, wenn er angreift. Sebastian zwinkert häufiger als sonst und lässt die Arme hängen, während er sich verteidigt.

»Ich habe einen *Brunello* gekauft«, sagt sie. »Den wird er mögen.«

Als Sebastian nach der Karaffe greift, huscht ein roter Lichtpunkt über Maïkes Brust, als zielte ein betrunkenere Scharfschütze durchs offene Fenster. Frucht, Eiche, Erde. Sebastian widersteht der Versuchung, sich ein Glas einzuschenken, und dreht sich nach Liam um, der wartend vor der Küchenwaage steht. Wange an Wange lesen sie die Digitalanzeige ab.

»Ausgezeichnet, kleiner Professor.« Sebastian drückt seinen Sohn an sich. »Was gibt es zu bemerken?«

»Die Natur entspricht unseren Berechnungen«, sagt Liam, nach seiner Mutter schielend. Ihr Messer hackt auf dem Holzbrett einen trockenen Takt. Sie mag es nicht, wenn er mit auswendig gelernten Sätzen angibt.

Bevor Sebastian seine Kurve zurück ins Arbeitszimmer trägt, bleibt er einen Moment auf der Türschwelle stehen.

Maike wird sagen wollen, dass sie ihm nachher den Rücken freihält. Sie mag diesen Ausdruck. Er klingt nach einem Kampf namens Alltag, aus dem sie Abend für Abend als Siegerin hervorgeht. Dabei ist Maike eigentlich kein kämpferischer Typ. Bevor sie Sebastian kennenlernte, war sie eine ausgemachte Schwärmerin. Wenn sie bei Nacht durch die Straßen spazierte, träumte sie sich in jede erleuchtete Wohnung hinein. In Gedanken begann sie, fremde Topfpflanzen zu gießen, fremde Abendbrottsche zu decken und fremden Kindern über den Kopf zu streicheln. Jeder Mann war ein möglicher Liebhaber, an dessen Seite sie in der Phantasie ein wildes oder bürgerliches, künstlerisches oder politisches Leben führen konnte – je nach Augenfarbe und Statur des Gegenübers. Maikes vagabundierende Einbildungskraft bewohnte Menschen und Orte im Vorübergehen. Bis sie Sebastian traf. In dem Augenblick, da sie ihm auf der Freiburger Kaiser-Joseph-Straße in die Arme lief (auf dem Münsterplatz!, würde Sebastian sagen, denn es gibt von ihrem ersten Treffen zwei Versionen, eine für ihn und eine für sie), wechselte die Wirklichkeit ihren Aggregatzustand von gasförmig zu fest. Es war Liebe auf den ersten Blick und damit ein Verbot von Alternativen, eine Reduktion der unendlichen Menge an Möglichkeiten auf ein Jetzt und Hier. Sebastians Erscheinen in Maikes Leben bedeutete, wie er es ausdrücken würde, einen Kollaps der quantenmechanischen Wellenfunktion. Seitdem gibt es für Maike einen Rücken, den sie freihalten kann. Sie tut es bei jeder Gelegenheit und gern.

»Ihr könnt nachher in aller Ruhe sprechen«, sagt sie und wischt sich mit dem Unterarm eine Strähne aus der Stirn.  
»Ich werde dir...«

»Ich weiß«, sagt Sebastian. »Danke.«



Beim Lachen lässt sie einen Kaugummi zwischen den Backenzähnen sehen und ist trotzdem unwiderstehlich mit ihren Kinderaugen und dem hellen Haar.

»Wann kommt Oskar denn?«, nörgelt Liam.

Während die Eltern sich anblicken, verteilt er seine Ungeduld in Ornamenten aus Zwiebelstücken und Knoblauchzehen über den Küchentisch. Ungezogenheiten, die Kreativität verraten, lässt Maike ihm durchgehen.

Es ist doch eigenartig, denkt Oskar, dass alle Menschen aus den identischen Bestandteilen zusammengesetzt sind. Dass jene Nebenniere, die ihm einen leichten Adrenalinrausch durch die Adern schickt, auch im vegetativen Nervensystem der zierlichen Asiatin zu finden ist, die, mit dem Gesicht von Yoko Ono maskiert, Kaffee und belegte Brötchen an die Fahrgäste verteilt. Dass ihre Nägel, Haare, Zähne aus demselben Material sind wie die Nägel, Haare, Zähne sämtlicher Mitreisender. Dass ihre Finger beim Ausschütten des Kaffees von den gleichen Sehnen bewegt werden wie seine, die im Portemonnaie nach Kleingeld suchen. Dass selbst die Handfläche, in die er, jede Berührung vermeidend, ein paar Münzen fallen lässt, ein ähnliches Muster aufweist wie seine eigene.

Beim Überreichen des Bechers sieht ihn die Asiatin zu lange an. Der Zug fährt über eine Weiche; fast wäre ihm der Kaffee auf die Hose geschwappt. Oskar nimmt den Becher entgegen und schaut zu Boden, um dem strahlenden Lächeln auszuweichen, das ihm die Asiatin zum Abschied schenken wird. Wenn es nur die Ähnlichkeit der Handflächen wäre, die ihn mit ihr verbindet. Wenn sie wenigstens nur Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff miteinander teilen würden. Aber die Gemeinsamkeiten gehen tiefer, bis hinab zu den Protonen, Neutronen und Elektronen, aus denen er und die Asiatin aufgebaut sind und aus denen auch der Tisch besteht, auf den er seine Ellenbogen stützt, sowie der Kaffeebecher, der

ihm die Finger wärmt. Dieser Umstand macht Oskar zu einem beliebigen Ausschnitt der Materie, aus der die Welt geformt ist, alles enthaltend, was existiert, weil man aus ihr nicht entkommen kann. Er weiß, dass die Grenzen seiner Person im großen Teilchenwirbel verschwimmen. Er kann spüren, wie er sich buchstäblich unter andere Menschen mischt. In fast allen Fällen ist ihm dieses Gefühl unangenehm. Es gibt eine Ausnahme. Zu der ist er gerade unterwegs.

Wenn Sebastian versuchen wollte, seinen Freund Oskar zu beschreiben, würde er sagen, dass Oskar aussieht wie jemand, der alle Fragen beantworten kann. Ob der Stringtheorie eines Tages die Vereinigung der physikalischen Grundkräfte gelingen wird. Ob man ein Frackhemd zum Smoking tragen kann. Wie spät es ist, und zwar in Dubai. Egal, ob er zuhört oder selbst spricht, seine Granitaugen ruhen bewegungslos auf dem Gegenüber. Oskar ist einer, in dessen Adern Quecksilber fließt. Einer, unter dessen Füßen sich stets ein Feldherrenhügel befindet. Einer, für den es keine albernen Kosenamen gibt. In seiner Gegenwart setzen sich Frauen auf ihre Hände, um nicht versehentlich nach ihm zu greifen. Als er zwanzig war, wurde er auf dreißig geschätzt. Seit er die dreißig überschritten hat, nennt man ihn alterslos. Er ist hochgewachsen und schlank, mit glatter Stirn und schmalen Augenbrauen, die sich ständig zu fragenden Bögen heben wollen. Auf den leicht eingesunkenen Wangen liegt trotz sorgfältiger Rasur ein dunkler Bartschatten. Auch wenn er, wie heute, zur schwarzen Hose einen schlichten Pullover trägt, wirkt seine Kleidung ausgesucht. An seinem Körper wagt der Stoff nur an den richtigen Stellen Falten zu werfen. Meist drückt seine Haltung eine Mischung von äußerer Gelassenheit und inne-

rer Anspannung aus, die andere Menschen dazu veranlasst, ihm frech ins Gesicht zu sehen. Hinter seinem Rücken suchen sie tuschelnd nach seinem Namen, weil sie ihn für einen Schauspieler halten. Tatsächlich ist Oskar in bestimmten Kreisen berühmt, allerdings nicht für Schauspielerei, sondern für seine Theorien zum Wesen der Zeit.

Draußen gleitet der Sommer als grünblaues Band vorbei. Eine Bundesstraße folgt den Gleisen. Wie festgeklebt bleiben die Autos hinter dem Zug zurück; Licht liegt in flachen Seen auf dem Asphalt. Gerade hat Oskar eine Sonnenbrille hervorgeholt, als ein junger Mann fragt, ob er sich zu ihm setzen dürfe. Oskar wendet sich ab und verbirgt die Augen hinter den dunklen Gläsern. Der junge Mann geht weiter. Auf dem Klapptisch steht der Kaffee in einer braunen Pfütze.

Was Oskar das Leben oft unerträglich macht, ist sein Empfinden für Stil. Viele Menschen können ihre Artgenossen nicht leiden, aber wenige sind in der Lage, das so genau zu begründen wie er. Dass sie alle bloß aus Protonen, Neutronen und Elektronen gemacht sind, könnte er noch verzeihen. Nicht verzeihen kann er ihre Unfähigkeit, diese traurige Tatsache mit Fassung zu tragen. Wenn er an seine Kindheit denkt, sieht er sich, vierzehnjährig, von einer Gruppe lachender Mädchen und Jungen umringt, die mit ausgestreckten Fingern auf seine Füße zeigen. Er hatte damals, ohne Zustimmung der Eltern, sein Fahrrad verkauft, um dafür sein erstes Paar rahmengenähter Schuhe zu erwerben; vorsichtshalber gleich drei Nummern zu groß. Seine Verachtung für taktloses Gelächter ist ihm bis heute geblieben. Er verabscheut Wichtigtuerei, das Auftrumpfen und die Schadenfreude der Dummen. Aus seiner Sicht ist keine Gewalttat so grausam wie ein Verbrechen gegen den guten Stil. Sollte er jemals (was durch-

aus nicht geplant ist) einen Mord verüben, dann vermutlich wegen einer aufdringlichen Bemerkung seines Opfers.

Der Spott seiner Schulkameraden endete abrupt, als er mit sechzehn eine Körpergröße von 1,90 Meter erreicht hatte. Stattdessen begann man, um seine Aufmerksamkeit zu buhlen. Auf dem Schulhof wurde lauter gesprochen, wenn er in der Nähe stand. Hatte sich ein Mädchen im Unterricht gemeldet, dann schaute es beim Sprechen zu ihm hinüber, als wollte es sich vergewissern, ob er auch zuhöre. Selbst der Mathematiklehrer, ein ungepflegter Mensch, dessen Nackenhaar auf den Hemdkragen stieß, gewöhnte sich an, in Oskars Richtung »Das stimmt doch?« zu fragen, wenn er den kreidbrechenden Punkt hinter eine Zahlenreihe setzte. Dennoch war Oskar nach dem Abitur der Einzige seiner Klasse, der noch keine Erfahrungen mit angewandter Nächstenliebe gesammelt hatte. Er betrachtete das als Sieg. Er war überzeugt, dass es auf der ganzen Welt keinen Menschen gebe, dessen Anwesenheit er länger als zehn Minuten ertragen könnte.

Die Größe dieses Irrtums machte ihn schwindeln, als er an der Universität auf Sebastian traf. Dass sie einander schon am Eröffnungstag des neuen Semesters bemerkten, war ihrer Körperhöhe geschuldet. Über die Köpfe der anderen Studenten hinweg begegneten sich ihre Blicke, und es ergab sich fast automatisch, dass sie im Hörsaal nebeneinander Platz nahmen. Die peinliche Ansprache des Dekans erduldeten sie schweigend. Danach begannen sie auf dem Gang eine lockere Unterhaltung, und als zehn Minuten vergangen waren, hatte Sebastian noch nichts Einfältiges gesagt und kein einziges Mal töricht gelacht. Oskar ertrug nicht nur seine Gegenwart, sondern verspürte sogar Lust, das Gespräch fortzusetzen. Sie gingen in die Cafeteria und redeten bis zum Abend. Von die-

sem Moment an suchte Oskar die Nähe seines neuen Bekannten, und Sebastian ließ es geschehen. Ihre Freundschaft brauchte keine Anlaufzeit; nichts musste sich entwickeln. Sie ging einfach an wie eine Lampe, wenn man den richtigen Schalter drückt.

Jeder Versuch, die folgenden Monate zu schildern, läuft Gefahr, sich im Großartigen zu verlieren. Seit sich Oskar für ein Studium an der Universität Freiburg entschieden hatte, zeigte er sich der Öffentlichkeit nur noch in einem Cutaway mit langschößiger Jacke, gestreiften Hosen und silberner Halsbinde. Es dauerte nicht lang, bis Sebastian in ähnlichem Dandykostüm zu den Vorlesungen erschien. Jeden Morgen gingen sie in der Grünanlage vor dem Physikalischen Institut wie an Schnüren gezogen aufeinander zu, vorbei an Studenten sämtlicher Semester, die nur auf der Welt waren, um ihnen im Weg zu stehen, und begrüßten sich mit Handschlag. Sie kauften von jedem Lehrbuch nur ein Exemplar, weil sie es mochten, die Köpfe über einer aufgeschlagenen Seite zusammenzustecken. In den Hörsälen blieben die Plätze neben ihnen leer. Man fand ihren Aufzug seltsam und lachte doch nicht darüber, nicht einmal, wenn sie an den Nachmittagen untergehakt am Ufer der Dreisam spazieren gingen und alle paar Schritte stehen blieben, weil Wichtiges nur im Stehen gesagt werden kann. In ihrer altmodischen Garderobe glichen sie einer vergilbten Postkarte, als wären sie sorgfältig, aber nicht nahtlos in die Gegenwart geschnitten. Das Brausen der Dreisam fraß an ihrer Unterhaltung; aufgeregt winkten die Bäume im Wind. Nie war die Spätsommersonne schöner als in dem Augenblick, da einer von ihnen auf sie zeigte und etwas über solare Neutrinoprobleme sagte.

Abends trafen sie sich in der Bibliothek. Oskar flanierte an

den Regalen entlang und kehrte von Zeit zu Zeit mit einem Buch an den gemeinsamen Tisch zurück. Seit Oskar sich angewöhnt hatte, einen Arm um den Freund zu legen, während er ihn auf eine interessante Stelle aufmerksam machte, sammelten sich auf den Bänken hinter den Glasscheiben des Lesesaals Germanistikstudentinnen. Wenn Oskar und Sebastian auf Partys jeder für sich durch die Menge glitten, mochte es vorkommen, dass Sebastian eins der Mädchen mit schwerer Zunge küsste. Hob er den Kopf, konnte er sicher sein, quer durch den Raum Oskars lächelndem Blick zu begegnen. Am Ende des Abends wurde das Mädchen zum Ausgang geführt und wie ein Kleidungsstück bei einem beliebigen Kommilitonen abgegeben. Im Anschluss daran geleiteten Oskar und Sebastian einander bis zur Gabelung ihrer Heimwege durch die Nacht. Dort blieben sie stehen; das Licht einer Laterne umgab sie wie ein Zelt, das keiner von ihnen verlassen mochte. Es ließ sich schwer entscheiden, welcher Moment für den Abschied geeignet sein sollte – dieser, oder doch erst der nächste? Während vorbeifahrende Autos ihren gemeinsamen Schatten um die eigene Achse drehten, schworen sie stumm, dass sich zwischen ihnen niemals etwas ändern dürfe. Die Zukunft gab es nur als einen ebenmäßigen, sich langsam entrollenden Teppich des Zusammenseins. Beim ersten Piepsen der Vögel drehten sie sich um, und jeder verschwand in seiner Hälfte des anbrechenden Morgens.

Am ersten Freitag im Monat erlaubt sich Oskar für ein paar Sekunden die Vorstellung, der ICE bringe ihn zu einem jener Abschiede unter den Freiburger Laternen zurück. Zu einem hitzigen Disput an der Dreisam, oder wenigstens zu einem gemeinsam aufgeschlagenen Lehrbuch. Dann schmeckt er das eigene Lächeln auf den Lippen, nur um gleich darauf in



Juli Zeh

**Schilf**

Roman (Buch zum Film)

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74463-3

btb

Erscheinungstermin: Februar 2012

Ein liebender Kommissar, ein tödliches Missverständnis und die verfluchte Beschaffenheit der Welt

Sebastian kann mit seinem Leben mehr als zufrieden sein. Vielleicht hat er ein wenig zu viel von seinem physikalischen Talent zugunsten seiner Familie aufgegeben. Sein alter Freund Oskar, auch er ein Genie der theoretischen Physik, erinnert ihn zuweilen daran. Als Sebastian seinen Sohn in ein Ferienlager fahren will, findet er sich unversehens in einem Alptraum wieder. Der Sohn wird entführt, und er bekommt ihn erst wieder, wenn er einen Mord begeht ...